

Christoph Reichenau

## *Vertrauen und aufbrechen*

Zu Hugo Loetschers «War meine Zeit meine Zeit»

Hugo Loetscher letztes Buch, dessen Erscheinen im August fast mit seinem Todestag zusammenfiel, ist ein Buch für viele Anläufe, für immer neue Aufbrüche. Ein Text, der sich dem stetig voranschreitenden Lesen entgegenstellt und von Zeit zu Zeit verlangt, innezuhalten, nachzudenken. «War meine Zeit meine Zeit» ist ein Buch des Fragens ohne Fragezeichen. Zu welchen Antworten kommt der Autor?

Er kommt dazu beim Gehen. Loetscher setzte fast wörtlich das Manifest des Solothurner Autors Herbert Meier um: «Der moderne Mensch steht weder links, noch rechts; er geht». Früh der erste Aufbruch. Der Knabe setzt ein Holzschiff als Schiffchen auf die Sihl und ruft ihm zu: «Einer kommt nach». «Nachkommen» – da schwingt neben dem Nachher eine Ahnung von Verstehen mit. Und eine Neugierde, die Vertrauen riskiert, Vertrauen in die unbekannte Welt.

Loetscher ist «nachgekommen», immer wieder. Zuerst beim Lesen, in Gedanken, durchs Erkunden der nahen, dann immer fernerer Umgebung. Schrittweise entfernte er sich aus dem Milieu der Herkunft, ohne es zu verleugnen: Gymnasium, Studium, Journalismus – Etappen der Entwicklung zum Intellektuellen, zum teilnehmenden Beobachter, zum Schriftsteller des Unterwegsseins. «Unterwegs sein, das war meine Art zu fragen. Die Antworten rochen nach Deodorant und Exkrementen, nach Erbrochenem, Schweiß und Blütenduft. (...) Unterwegssein, das war Befragen des Nichtgefragten – erfahren wollen und kennenlernen, was mir als Welt zugefallen war.» Loetscher lebte eine Art Nomadentum mit knapper Sesshaftigkeit zwischen zwei Aufbrüchen. Bleiben war nie geplant. Als der Chef dem jungen Redaktor die baldige Nachfolge bei der Zeitschrift «Du» in Aussicht stellt, kündigt dieser: «Es musste etwas anderes geben als das, in dem ich daran war, mich einzurichten – zu viele Fragen waren zum Ungefragten noch nicht gestellt.»

Hugo Loetschers letztes Buch vereint den Gang durch persönliche Lebensstufen, existentielle Fragen, literarische Stoffe mit

Gedanken über den Menschen, die Gesellschaft, unsere Welt. Nach der Zeit bei «Du» bricht im Buch die schon zuvor nicht geradlinige biographische Erzählung ab. Keine Schilderung eines beispielhaften Intellektuellenlebens. Keine Nennung von Buchtiteln, von Ämtern, von ehrenvollen Aufträgen wie Gastprofessuren, von Auszeichnungen und Preisen. Hugo Loetscher ist uneitel, ohne sich zu verleugnen. Wer er war, erfährt man nicht anhand der glänzenden Erfolge – der Beobachter zeigt sich in seinen Beobachtungen. Mit immer grösserem Staunen liest man von der Welt, von der durch ihn gesehenen Welt.

Der Welt? Für Hugo Loetscher war die Welt keine Einzahl. Es waren Welten in Vielheit, Vielfalt, Unterschiedlichkeit, doch mit mehr Gemeinsamem als es die Formenfülle erahnen lässt. Unwillkürlich denkt man an Claude Lévy-Strauss, der viele hundert Mythen, Rituale, Schöpfungsgeschichten nacherzählt und als Triebe, Zweige, Äste *eines* grossen gemeinsamen Weltenmythos bewusst gemacht hat. Mit Lévy-Strauss verbindet Loetscher auch die Grundhaltung: «Wenn man *die* Menschen erforschen will, muss man sich in seiner eigenen Umgebung umsehen. Will man jedoch *den* Menschen erforschen, so muss man lernen, seinen Blick in die Ferne zu lenken.»

Hugo Loetscher verbindet beide Perspektiven: «Sind wir als Person nicht defizitär, als Individuum nur eine Möglichkeit des Menschseins? Ich habe mich für das Schreiben entschieden, für das informierende und das erfindende. Was ist nicht alles in mir ansprechbar und ungenutzt. (...) Wenn es also darum geht, den Menschen in allen seinen Möglichkeiten zu kennen, wird der andere nicht jemand, den ich toleriere, sondern jemand, den ich unerlässlich und unverzichtbar im Zeichen eines umfassenden Menschen brauche: Ich bin erst dank seiner und aller andern ein kompletter Mensch.»

Der Lebensbericht ist topographisch oder geographisch gegliedert, nach Flüssen, Brücken, Himmelsrichtungen. In jedem Kapitel fließen hunderte von Erlebnissen, Beobachtungen, Anschauungen, Erfahrungen zusammen. Und bilden keinen dumpfen Brei, sondern lassen eine unerhörte Vielzahl von Verschiedenartigkeiten aufblitzen, die daran erinnern, dass alles immer auch anders sein, anders verstanden, anders gelebt werden kann. «Die Vielfalt ist unsere verbindende Gemeinsamkeit» – dieser in Zeiten der Globalisierung erhobene Aufruf zum Respekt vor der Differenz durchzieht Loetschers Buch. Dem Autor

ist es gelungen, eine bildhafte und doch gebändigte Sprache zu finden, die streckenhaft reportagehaft anmutet und plötzlich glänzend aufscheint in blendenden Sätzen: «Eine Apokalypse rostet vor sich hin» – «Von Mal zu Mal wurde mein Analphabetismus weltläufiger.»

«War meine Zeit meine Zeit». Am Ende nimmt Hugo Loetscher die Frage umstandslos auf:

«War meine Zeit eine Unzeit?

War das eine Zeit für einen, der von der Welt erwartete, auf ihr könnten sich alle nach ihren Fähigkeiten und Neigungen entwickeln, nach ihren Möglichkeiten und Erwartungen leben. Wenn ich unterwegs war, ob mit einem Ticket oder mit einem Buch, ging es da nicht stets darum, mich und die andern über das Menschenmögliche zu orientieren. Was aber, wenn dieses Menschenmögliche hinter Gitter und Stacheldraht gesperrt wird, in Dunkelzellen und Lagern vegetiert, wenn es gejagt und eingefangen wird, gefoltert und umgebracht, oder es einfach verhungert?

War das eine Zeit für einen, der andre braucht, um selbst jemand zu sein?

Wenn Menschenmögliches weltweit vernichtet und verunmöglicht wird – kann dies eine Gesellschaft des Menschenmöglichen sein? Oder sollte die Geschichte des Menschenmöglichen noch gar nicht angebrochen sein? Wenn aber eine solche Geschichte der Menschheit noch nicht begonnen hat, in was für eine Zeit (oder in was für eine Unzeit) wurde ich hineingeboren?»

In eine «Vorzeit» sei er hineingeworfen worden, lautet die Antwort. Ein Zeit, die zuerst aufgearbeitet werden muss, bevor vielleicht die «menschenmögliche» Zeit anbricht, besser: von Menschen für Menschen möglich gemacht wird. Aber gibt es überhaupt eine Zukunft? Loetscher bleibt mit Blick auf Unterdrückung, Hunger, Klima skeptisch: «Sollte ich als Vorgesichtler Mit-Schöpfer einer Welt sein, die wir schaffen, in dem wir sie retten?»

Die inhaltliche Mitte des Buchs bildet Hugo Loetschers Einsicht, dass jeder Mensch ungefragt auf die Welt kommt. Er nimmt diese Situation an und leitet daraus sein *Credo* ab, das «nicht auf Offenbartem» basiert, sondern auf dem, was er als «*conditio humana*, ... unsere menschliche Bedingtheit» erlebt: «Es bleibt die ungefragte Welt. Eine andere habe ich nicht. (...) Also will ich, dass es diese Welt gibt. Nicht zuletzt, weil ich will, dass es die gibt, die ich liebe. Auch wenn mir die Argumente zugunsten dieser Welt schwerfallen. Eines bleibt, sie zu lieben, da ich für die Liebe keiner Begründung bedarf. (...) Aus einer ungefragten Welt eine gefragte machen.» Durch Aufbrechen, Hinschauen, Anteilnehmen.

Zurück zum Holzschiffchen: Einer kam nach. Ein Mal nach dem andern. Er vertraute den Elementen. Er traute sich. Er fürchtete die Welt nicht, die er nicht kannte, er vertraute sich ihr an. Er ging hinaus in der Ahnung, dass Vertrauen nur entstehen kann, indem man sich aussetzt: seinen Fragen, der Begegnung mit andern, der nie endenden Antwortsuche. Er ging über den Fluss, jeden Fluss, im paradoxen Wissen, «eine Brücke führt von hier zu hier».

Ein Lebensbericht ohne Auftrumpfen, ein Buch übers Reisen ohne Exotismen, ein philosophisches Buch in einfachen Sätzen, ein Buch über unser Geworfensein in die Welt, ohne voreilige Versöhnung, aber auch ohne Hoffnungslosigkeit. Ein zutiefst moralisches Buch, unideologisch und in republikanischer Nüchternheit. «War meine Zeit meine Zeit»: Für uns Leser war seine Zeit auch unsere – dank ihm und seinem Unterwegssein, seinen Rückkehren, seinem ermutigenden Credo: «Mit jedem und jeder, die auf die Welt kommen, kann die Hoffnung jemanden begrüßen, der die Welt nicht hinnimmt, wie er sie vorfindet.»

Hugo Loetscher: *War meine Zeit meine Zeit*, Diogenes-Verlag, Zürich 2009, 408 S.

